



Ausführliche Projektinformationen

BURKINA FASO

„Christen und Muslime: Gemeinsam gegen die Wüste“

Wasser bedeutet Leben für alle: Ländliche Entwicklung im Sahel

Islam und Christentum

Von der Konfrontation zur Zusammenarbeit

Seit dem Jahre 1050 etwa wissen wir mit geschichtlicher Sicherheit von der Präsenz des Islam in Westafrika. Die Almoraviden, maurische Eroberer von den Ufern des Senegal, überrannten damals Marokko und das in höchster kultureller Blüte stehende Kalifat von Cordoba (Andalusien). Vorher jedoch war schon das alte Ghana ihren Eroberungszügen zum Opfer gefallen. Seit dieser Zeit sind Islam und Handel (vor allem mit Gold, Salz und Sklaven) nicht mehr zu trennen. In den beiden mittelalterlichen Großreichen Westafrikas -erst "Mali" dann "Gao" - erreicht der Islam seine erste Blütezeit.

Doch nachdem marokkanische Söldner dieser Glanzzeit im ausgehenden 16. Jahrhundert ein jähes und grausames Ende setzen, zeigt der darauffolgende Niedergang, wie wenig der Islam die Agrarvölker der Savannenzonen durchdrungen hatte. Die alten Naturreligionen leben mit neuer Kraft wieder auf. Nur die Nomaden und Halbnomaden (Tuareg und Fulbe) im weiteren Bereich der Sahel-Zone bleiben dem ihrer Geistesart entsprechenden Glauben treu. Von ihnen geht dann im 18. Jahrhundert ein neuer Impuls der Islamisierung aus, der in den "heiligen Kriegen" des 19. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht.

Sobald die Eroberer weiterzogen, fielen mit Gewalt bekehrte Stämme genau so schnell wieder vom neuen Glauben ab. Insgesamt war die Epoche ein erster Einbruch in die alles beherrschenden afrikanischen Stammestraktionen. Ganze Völker mussten, um der Ausrottung zu entgehen, neue Wohngebiete suchen, andere wurden mit Gewalt verschleppt. Der zweite Einbruch kam dann im Gefolge der Besetzung der Länder als Kolonien: Die Begegnung mit der westlichen Zivilisation, Militärdienst, Zwangsarbeit, Schule, französische Verwaltung, Geld statt Tauschhandel, Eisenbahn und Auto, Entwicklung der Städte - dies alles waren



Faktoren eines Umbruches, der dem afrikanischen Menschen seine bisherige Stammes- und ortgebundene Glaubenswelt immer unwahrscheinlicher erscheinen ließ. Im Islam, der einfachen, universalen von Leuten gleicher Hautfarbe und auf echt afrikanische Art vorgelebten Religion, fand er einen geistigen Rettungsanker.

Islam als einigendes Band

Den französischen Kolon war die Islamisierung nicht unwillkommen. Ihnen war der islamisch Gebildete von Nordafrika her viel vertrauter als der traditionelle Stammeshäuptling. Der Islam war für sie das einigende Band in diesem Völker- und Sprachenchaos.

Moscheen wurden auf Staatskosten erbaut, Muslime in den niederen Verwaltungsstellen bevorzugt. Was acht Jahrhunderte Islamherrschaft nicht zu Wege gebracht hatten, erreichten die "christlichen" Kolonialherren: den Einbruch des Islam in die Agrarkulturen Westafrikas.

Die christliche Mission begann im 19. Jahrhundert im Gefolge der weißen Eroberer, allerdings gab es in den erforschten Küstenstreifen Westafrikas schon seit dem 16. Jahrhundert christliche Gemeinden. Der Antiklerikalismus im französischen Mutterland färbte jedoch bald auch auf die Kolonialgebiete ab. Jede nicht direkt "kirchliche" Tätigkeit war der Kirche - teilweise bis nach dem Zweiten Weltkrieg - verboten. Macht und Einfluss der Kirche waren dennoch beträchtlich. In den Augen der Afrikaner galt das Christentum als die Religion der Weißen, deren beeindruckende technische, militärische und wirtschaftliche Überlegenheit man bewunderte. Die Missionare (die in der Regel auch über die gleiche Nationalität verfügten wie die Kolonialherren) beherrschten das Schulwesen. Ihre Zielsetzung und die der staatlichen Repräsentanten wurden von vielen Afrikanern einfach gleichgesetzt.

Andererseits war das Christentum für den afrikanischen Menschen keine Alternative zum Islam. (Auch heute noch wird das westliche Gewand der christlichen Religion, die Distanz etwa zu traditionellen Initiationsriten, als fast unüberwindliche Barriere empfunden.) In einer solchen Situation waren die christlichen Missionare im Grunde genommen darauf bedacht, einer Begegnung mit dem Islam aus dem Wege zu gehen. Abgesehen davon, dass es den meisten am menschlichen und theologischen Interesse für eine solche Initiative fehlte, war der Islam für sie der übermächtige Rivale, der in vielen Fällen von der Kolonialverwaltung gestützt wurde und diese Übermacht auch rücksichtslos ausnutzte. Die christlichen Missionen hatten ihre liebe Not, die kleinen, mit viel Mühe aufgebauten christlichen Gemeinden vor seinem Einfluss zu schützen. An manchen Orten entstanden eigene Christenviertel oder ganze christliche Dörfer, die sich oft zum Ghetto entwickelten.

Kein Wunder, dass denn auch das zahlenmäßige Verhältnis der Religionen ein erdrückendes Übergewicht des Islam zeigt. In Senegal, Mauretanien, Mali und Niger bilden die Christen nur eine verschwindende Minderheit, im Tschad und



Obervolta (heute Burkina Faso) sind die Mehrzahl der Einwohner Anhänger einer Naturreligion, während die Christen etwa fünf Prozent der Bevölkerung stellen.

Versuchter Brückenschlag

In der Rückschau auf frühere Verhältnisse haben lediglich einige Vertreter der Kolonialverwaltung versucht, eine Brücke zwischen Islam und Christentum zu schlagen. Sie benutzten dazu die Ideen des afrikanischen Mystikers Tierno Bokar Tall, genannt der "Weise von Bandiagara". So entstand eine Art islamo-christlicher Synkretismus, bei dem offensichtlich politische Motive Pate gestanden haben. Die politische und kulturelle Dominanz der Weißen war wohl dafür verantwortlich, dass die Gegensätze zwischen den beiden Religionen in der Kolonialzeit nicht mit der Schärfe ausgetragen wurden, die man sonst aus der Geschichte kennt. Seit dem Ende des Kolonialismus ist der Islam indes von der Defensive zu Offensive übergegangen. Nicht nur das politische Selbstbewusstsein der jungen islamischen Staaten, sondern auch der starke Einfluss der Tradition - soweit das geschichtliche Bewusstsein der Afrikaner zurückreicht, gehört der Islam zum Bild Afrikas - sichern der Religion Mohammeds wachsende Verbreitung. Die sittlichen Forderungen des Islams sind zwar streng, passen sich aber der überlieferten Familien- und Sozialstruktur Afrikas leichter an als die Botschaft der christlichen Religion, deren komplizierte Dogmatik der afrikanischen Mentalität weniger angemessen ist.

Und dennoch ist gerade hier inzwischen ein Prozess der Annäherung im Gange. Das Christentum ist heute immer stärker bemüht, die charakteristischen Eigenheiten des afrikanischen Gemeinschaftslebens zu respektieren. Obwohl ihm vielfach immer noch der Vorwurf der „importierten Religion“ anhaftet, darf das Verhältnis zwischen Christentum und Staat auch in vielen islamischen Ländern Afrikas heute insgesamt optimistisch stimmen.

Mit Ausnahme der Islamischen Republik Mauretanien haben die Länder in West- und Zentralafrika die Trennung von Kirche und Staat und den Grundsatz der Religionsfreiheit in die Verfassung übernommen. Präsident Hamani Diori von Niger z.B. wurde persönlich in Rom mit der Bitte um Entsendung von Ordensleuten für das Schulwesen seines Landes vorstellig. Die etwas unglücklich verlaufende Verstaatlichung der kirchlichen Grundschulen in Burkina Faso war mehr ein Konflikt zwischen katholischer Hierarchie und Lehrgewerkschaft, als zwischen Kirche und Staat.

Kirche als Träger der nationalen Entwicklung

Von dieser Seite her ist der Weg zu einer Begegnung zwischen Islam und Christentum viel freier als zur Kolonialzeit. Hinzu kommt, dass die Kirchen in den Ländern, die sich heute konsequent als Träger der nationalen Entwicklung begreifen, die Hypothek, Religion der Kolonialmacht zu sein, vielfach mit Erfolg abschütteln konnten. Die politische Unabhängigkeit vieler junger afrikanischer Staaten und das 2. Vatikanum fallen zeitlich in etwa zusammen. Zusammenfassend kann von der vorkonziliaren Epoche gesagt werden:



- Das Christentum hat nur unter großen Schwierigkeiten in Westafrika Fuß gefasst, braucht sich aber seiner humanitären Leistungen nicht zu schämen.
- Der Islam hat den neuen westafrikanischen Menschen wesentlich geprägt: selbstbewusst, offen, gastfreundlich und afrikanisch-tolerant.

Das 2. Vatikanum war der erste offizielle Versuch der katholischen Kirche, sich positiv mit den nichtchristlichen Religionen auseinander zu setzen. Die nachkonziliare Theologie hat die erreichten Fortschritte weiter vertieft, Dialog und Begegnung sind heute als eine neue Form der Missionsarbeit anerkannt. So hat die frankophone westafrikanische Bischofskonferenz eine eigene Sachkommission für die Beziehungen zum Islam geschaffen. Auch Tagungen auf nationaler und Diözesanebene versuchen immer wieder, den Gedanken des Dialogs und der Zusammenarbeit mit islamischen Gläubigen zu verbreiten und zu vertiefen. Auf protestantischer Seite liegen die Dinge ähnlich. Der Weltkirchenrat sieht seine Aufgabe darin, nicht nur den Dialog der Kirchen untereinander zu fördern, sondern den gleichen Dialog mit Vertretern aller Religionen und Ideologien zu versuchen.

Gleichwohl gibt es trotz aller Ansätze zu Verständigung und religiöser Koexistenz noch viel zu tun. Manche Priester, darunter auch einheimische, scheinen noch nicht den Mut zu haben, ihre seelsorgerische Arbeit in Bezug auf die Gesamtbevölkerung ihres Gebietes neu in Frage zu stellen. Dennoch gerät gerade an der Basis - gemessen an früher - vieles in Bewegung.

Schulen, Krankenstationen, Sozialzentren, Büchereien, usw. sind häufig Stätten lebendiger Begegnung, noch mehr aber das gemeinsame Wohnviertel oder der gemeinsame Arbeitsplatz. Hier spielt sich die Wesensart des Afrikaners voll aus. Für ihn sind alle Systeme abstrakte Gebilde, obwohl er sich leicht von ihnen beeinflussen lässt. In der herzlichen Begegnung mit anderen Menschen aber setzt er sich über das System hinweg.

Hier ist der Ansatzpunkt für eine ganz neue Art der Begegnung mit dem andersgläubigen Menschen; ein unermessliches Arbeitsfeld für das Laienpostolat. Mancherorts wurden die von Europa übernommenen Strukturen und Kategorien schon gesprengt. Die christliche Arbeiterjugend (CAJ) in Bamako zum Beispiel zählt trotz ihres Namens mehr Muslime in ihren Reihen als Christen.

Die Freiheit des Afrikaners gegenüber dem religiösen "System" hat es beispielsweise ermöglicht, dass sich vor zwei Jahren eine kleine Gemeinschaft, bestehend aus zwei Patres und einer Schwester, bei den stolzen, zu 100 Prozent islamisierten Fulbe des Macina-Gebietes in Mali niederlassen konnte. Obwohl ohne jede organisierte soziale Betätigung, wurden die Mitglieder dieser Gemeinschaft als "Menschen der Begegnung um des gemeinsamen Gottes willen" aufgenommen. Quer durch Westafrika begegnet man heute einer ganzen Reihe Gemeinschaften mit ähnlicher Ausrichtung. Hier kann es wirklich zu einer echten Befruchtung kommen.

Nur sehr begrenzt möglich ist dagegen die Begegnung mit den offiziellen Vertretern des Islam. Es gibt keine Hierarchie. Jeder spricht nur für sich. Auch ein



Gemeindevorsteher (Imam) vertritt nur in sehr beschränktem Maße seine Gruppe. Erreichbar ist hier meist nur der gelegentliche Austausch von Höflichkeitsformeln. Bei den einen ist kein Bedürfnis nach Dialog vorhanden, andere wieder haben Angst vor den gesellschaftlichen Folgen eines allzu engen Kontaktes.

Fehlt in der Regel noch die Gemeinschaft, so sind immerhin die Probleme oft gleich. Fast überall sind es die gleichen Fragen, die heute auf Islam und Christentum in Westafrika zukommen: Beitrag zum Aufbau eines modernen Staatswesens, die Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Entfremdung zwischen Kirche und Jugend, mit marxistischen Anschauungen - und seit Jahren ganz konkret Dürre und Hungersnot.

Ist auf Fragen dieser und anderer Art eine gemeinsame Antwort möglich? Etwa auf dem Feld der Entwicklungsarbeit? Hier ist der Impuls, den die beiden Kirchen beisteuern, sicher nicht gering. Sie stützen sich schon längst nicht mehr allein auf ihre Hilfswerke in Europa. Sie stellen sich auch selbst die Frage, wie sie - als einheimische, als afrikanische Kirchen - den Beitrag zur Entwicklung ihrer Länder noch verbessern können. Könnte die aktuelle Notsituation dazu beitragen, Christen und Muslime zu gemeinsamen Aktivitäten zu bewegen oder sie gar einander näher bringen? Man darf hoffen, dass wenigstens da und dort in Westafrika das entsteht, was Muslime und Christen in Dori/Burkina Faso seit einigen Jahren zu Wege gebracht haben: eine "brüderliche Vereinigung der Gläubigen".

Hier haben sich schon 1969 Christen und Muslime zur „Union Fraternelle des Croyants“ UFC (Brüderliche Vereinigung der Gläubigen) zusammengeschlossen, um gemeinsam nach Möglichkeiten zu suchen, das erschreckend schnelle Vordringen der Wüste in diesem Sahelgebiet und die zunehmende Wasser- und Nahrungsmittelknappheit und die Zerstörung des Lebensraums zu überwinden. Sie hatten erkannt, dass eine dauerhafte Abhängigkeit von ausländischen Getreidelieferungen ihre Würde und ihren Selbsthilfwillen zerstören würde. Dem wollten sie eine aktive Gestaltung ihrer Lebensbedingungen entgegensetzen. Dabei kam es vor allem darauf an, zu lernen mit der Trockenheit zu leben.

Nach intensiven Diskussionen in den Gemeinden entwickelte sich Schritt für Schritt ein umfassendes Aktionsprogramm, das von MISEREOR mit finanziellen Mitteln unterstützt worden ist: Schutz des Lebensraums durch Aufforstung, Erosionsschutzmaßnahmen, Sicherung und Verbesserung des Grundwasserspiegels durch den Bau von Wasserrückhaltebecken, Trinkwasserversorgung durch den Bau von Brunnen in der Nähe der Rückhaltebecken, Verbesserung der Nahrungsmittelproduktion durch einen standortgerechten Land- und Gartenbau, Kleintier- und Fischzucht, Aus- und Fortbildung von einheimischen Beraterinnen und Beratern, Frauenförderung und Alphabetisierung.

Die bisherige Arbeitsbilanz des Projektes zeigt, dass die UFC mit ihrem hohen Engagement den Selbsthilfwillen der Dorfbevölkerung mobilisieren, den bedrohten Lebensraum verbessern und damit den Menschen Hoffnung und eine Zukunftsperspektive geben konnte. Nachweislich wurde nicht nur die Abwanderung junger Menschen in die Städte gestoppt, sondern es kehrten auch Familien zurück, die wegen der Dürresituation aus ihren Dörfern weggegangen waren.



Text : P. Josef Stamer gehört dem Missionsorden der Weißen Väter an. 1972 wurde er Sekretär der westafrikanischen Bischofskonferenz für die Beziehungen zu den Muslimen.
Redaktion: B. Kötter 02/2008

Ihre Fragen beantworten wir gerne:

Tel.: 0241/442-125,
täglich zwischen 9 und 18 Uhr,
donnerstags bis 20 Uhr,
freitags bis 16 Uhr,
Fax: 0241/442-188,
e-mail: pps@misereor.de